

# Wir sind HARTZ IV

Arbeitslosigkeit,  
Globalisierung und  
sozialer Abstieg sind  
die bestimmenden  
Themen in der  
neuen Dramatik  
dieser Saison

Die Szene: ein trister Warteraum eines Arbeitsamtes, nur das Klavier verweist darauf, dass wir im Theater sind. Das Thema ist im Titel vorgegeben: „Hartz IV – Das Musical“. Dafür hat Erik Gedeon, neben Frank Wittenbrink geschätzter Spezialist der

theatralisch-musikalischen Unterhaltung, sich aus dem Fundus beliebter Musicals, von „My Fair Lady“ über „West Side Story“ bis hin zu den Webber-Ohrwürmern, bedient. Drei Vorstellungen lang ging das gut im **Dresdener Staatsschauspiel**, auch wenn die Kritik nicht gerade in Jubelstürme ausbrach („Horrorladen mit Warteschleife“, „Zum Mitklatschen“, „Drum singe, wem keine Arbeit gegeben“, so die Schlagzeilen der Tageskritik). Doch am vierten Abend erlebten die Zuschauer eine Premiere der besonderen Art, die in Dresden schon so etwas wie eine Tradition begründet: Nicht nur die acht Schauspieler kamen auf die Bühne, sondern auch Intendant Holk Freytag, und der bediente das Thema Hartz IV unfreiwillig aktuell und schickte seine Schauspielcrew in

die Arbeitslosigkeit, jedenfalls für diesen Abend. Schuld war wieder der Verlag, mit dem das Staatsschauspiel gerade erst eine Urheberrechtsschlacht geschlagen hatte: Felix Bloch Erben. Der hat die Rechte an verschiedenen Musicals, aus denen sich Gedeon bediente. Üblicherweise werden solche Kompilationsabende über das so genannte *Kleine Recht* bei der Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte (GEMA) abgerechnet, ohne dass die jeweiligen Verlage vorher gefragt werden müssen. Felix Bloch Erben sah das anders und schlug wieder mit der Verbotskeule zu. Für Freytag ein Fall von politischer Zensur. Man könne wohl in diesem Lande nicht mehr sozial brennende Themen auf die Bühne bringen. So hoch muss man das nicht hängen, aber dass hier kleinlich nachgetreten wird, weil man beim Verbot der „Weber“-Inszenierung keine so glückliche Figur gemacht hatte, diesen Vorwurf muss sich der Verlag gefallen lassen. Laufen doch vergleichbare Ge-

KNUT  
LENNARTZ

1 | Szene aus „Hartz IV – das Musical“ von Erik Gedeon am Staatsschauspiel Dresden. Und wie schon bei den „Webern“ Ärger mit dem Verlag Felix Bloch Erben: Vorläufiges Aufführungsverbot nach drei Vorstellungen.

1 |





2 |

**2 |** Szene aus Annette Rebers „Zum schönen Feierabend – Die Singakademie singt“ am Berliner Maxim Gorki Theater.

**3 |** Joanna Kitzl, Ute Baggeröhr und Till Bauer in Ulrike Syhas „Gewerbe“ in Heidelberg.

deon-Abende anderswo problemlos. So hat die Boulevardpresse ihre Schlagzeile (*Dresdner Morgenpost*: „Neuer Skandal am Schauspielhaus: Hartz-IV-Musical verboten“) und das Schauspiel die Mühe der Umarbeitung. Denn der Abend kommt im März ohne die Bloch-Erben-Titel wieder. Es sei egal, ob in einer bestimmten Situation „Maria“ gesungen werde oder „Mit siebzehn hat man noch Träume“, meint der Intendant. Und er kann sicher sein, man schaut im März wieder auf Dresden. So viel willkommene Public-Relation verschafft ein Verlag einem Theater schließlich nicht alle Tage.

Aber ist die Sache den Streit wirklich wert? Nicht nur „Ein Hartz IV-Musical“ hat Gedeon seinem Publikum versprochen, sondern *Das Musical* – und da sind der Maßstab die Originale. Die allbekannten Hits hat Gedeon in einen neuen Handlungszusammenhang gestellt. Das funktioniert in glücklichen Momenten gut, doch oft bleibt es beliebig. Da sitzen die Arbeitslosen, darunter ein Neonazi, eine Muslimin, eine Schwangere, eine Dame im Pelz, ein Herr im Anzug – durchaus ein Querschnitt aus der Arbeitslosenwelt – und warten. Mal springen sie auf und formieren sich zur Warteschlange, doch nichts passiert – der Aufrufautomat spielt verrückt. So schaukeln sich unaufhaltsam die Aversionen und Ag-

gressionen hoch, urplötzlich würgt ein Mann eine Frau, ein schon am Boden liegender Mann wird getreten, der Neonazi setzt der Muslimin ein Messer an die Kehle, um dann im nächsten Moment mit ihr in schönster Eintracht den „Maria“-Song aus der „Westside Story“ zu singen. Die Harmonie wird sofort wieder gebrochen – die Muslimin tritt dem Macho gehörig ins Gemächt. Später stimmt der Neonazi das „Lied des Volkes“ aus „Les Misérables“ an, und alle fallen ein in diesen Barrikadensong. Da bekommt man eine Ahnung, wie dumpfe Grundstimmungen sich gefährlich aufladen. Genauso gut könnte der Nazi das Horst-Wessel-Lied grölen. Anderes aber wird dann beliebig. Schön, wenn die Toilettenfrau „Hallo Dolly“ anstimmt, zwingend ist es nicht. Der als Clochard daher kommende Pianist, der, wenn er nicht spielt, eifrig in den Mülleimern wühlt, gibt dem Ganzen eine pittoreske Note. Unterhaltsam ist der Abend. Aber den Anspruch eines „Hartz IV-Musicals“ erfüllt er nur am Rande. Bei aller unbestrittener Brisanz des Themas – der Abend bewegt sich nur an der Oberfläche. Der Arbeitslose als „Widerstandsfigur gegen die sich breitmachende Depression und Lethargie“, wie es in der Theaterzeitung heißt, der sich „mit Singen und Lachen widerstandsfähig macht gegen HARTZ IV“? Dazu bleiben die kleinen Geschichtchen, zu-



3 |

sammengehalten durch die Songs, doch zu vage. Schade eigentlich, doch im komplexen Bemühen des Staatsschauspiels um das Grundthema fügt sich auch so ein Abend mit seinen vielen grotesken Ausschmückungen. „Der große Erfolg seiner Stücke rührt für Erik Gedeon aus der unerhörten Kraft der Musik“, schreibt Dramaturg Stefan Schnabel. Recht hat er. Nur ist die Kraft der Musik hier geborgt.

Schauspieler, Entertainer tummeln sich auffallend häufig in den Stücken und Abenden der Saison zum Thema Arbeitslosigkeit. Kein Wunder, da kennt man sich aus, und Theaterleute sind mit ihren Zeit- und Stückverträgen schließlich oft genug Betroffene. So auch in der „phantastischen Familiensaga“ „Zum schönen Feierabend“ von Anette Reber (Buch und Regie) am Berliner **Maxim Gorki Theater**. Auch das ist eine Inszenierung innerhalb eines die ganze Spielzeit umfassenden Projektes zum Thema „Arbeit für alle“ im Studio des Theaters. Der erste Teil der Saga, „Die Singakademie singt“, führt uns ins Jahr 2020 in eine Theaterruine, dem früheren Gorki-Theater. Die Schauspieler haben längst keine Arbeit mehr, und so wendet sich der Blick zurück in die guten alten Zeiten, die immer besser waren als die Gegenwart, von der Zukunft ganz zu schweigen. Da ist man im einstigen Ostteil der Stadt

Fotos: Bettina Stöck (2), no 4077 (3), Heiko Sandelmann (4), Björn Hickmann (5)



immer auf der richtigen Seite. Heraus kam in diesem Falle ein selbstreferenzieller, dabei recht müder Insiderabend. Irgendwo im Off hört man immer einen Chor, das sind Polen, die jetzt in DEUTSCH singen und UMSONST! (es ist ja das Gebäude der einstigen Singakademie), man ergeht sich in Theateranspielungen; ein Heiner Müller-Programmheft aus alten BE-Zeiten interessiert inzwischen keinen mehr. Ein Sohn der abgewrackten Familie heißt, aus welchen Gründen auch immer, Rumsfeld (Eckhart Strehle), und wenn der redet, gibt er das Generalthema

vor: „Wir kein Geld. Staat kein Geld. Wir keine Arbeit. Staat keine Arbeit. Alle unfähig.“ Während ein Commandante genannter 80-jähriger Rentner (Hilmar Baumann) von der Weltrevolution träumt und zum Barrikadenkampf rüstet. Kein Thema, was nicht irgendwie verwurstet wird; und am Schluss steht das Untergangsszenario à la Titanic: „Hat denn niemand gemerkt, dass diese Gesellschaft aus dem Lot geraten ist?... dass diese Gesellschaft leck geschlagen ist und sinkt, wie ein gigantischer, bleischwerer Luxusdampfer?“ Nein, haben wir nicht, wohl aber, dass

es verdammt schwer ist, ein gutes Stück zum Thema Zukunft der Gesellschaft zu schreiben.

Schauspieler, arbeitslos oder nicht, trifft man auch in Ulrike Syhas „Gewerbe“ an, uraufgeführt im *Zwinger 1* des **Heidelberger Theaters**. Wer den Raum, den Susanne Schwieter als Grundraum für die gesamte Saison neu gestaltet hat, zum ersten Mal betritt, fühlt sich an den Berliner Prater und so manche René-Pollesch-Inszenierung dort erinnert. Das Publikum sitzt in der Mitte des Raumes auf Bierkästen, und rund-

**4 | Kathrin Diele und Roberto Widmer in Axel von Ernsts „Betrug“ am Stadttheater Bremerhaven.**

**5 | Simone Mende, Andreas Hutzel und Florian Hacke in Ulrike Dietmanns „Westworld“ am Theater Lübeck.**

## Der Bühnenbodenprofi

### BÜHNENBAU WERTHEIM



Bühnenbau Wertheim GmbH · Postfach 11 25  
 ☎ 0 93 42/92 92-0 · Fax: 92 92-92 · 97861 Wertheim/Main  
 mail@BuehnenbauWertheim.de

- Renovierung alter Bühnen
- Austausch von Bühnenböden mit allen dazugehörigen Arbeiten in kürzester Zeit
- Holzarbeiten beim Ausbau Ihres Theaters

Wir haben das KNOW-HOW, auf Ihre individuellen Wünsche einzugehen.



Foto: Philipp Ottendorfer

**6 | Thomas Wolff und Claudia Mau in Moritz Rinkes „Café Umberto“ am Theater Bielefeld.**

um sind die verschiedenen Simultan-spielorte angeordnet: eine Urlaubsidee also Drehort für ein Filmteam, eine Ladenstraße in Budapest, eine Theaterkantine, ein heruntergekommenes Bungalow. Es beginnt damit, dass die Schauspielerin Olga (Ute Baggeröhr) mit Arthur, dem „Kunstschaffenden in der Krise“ (Till Bauer), einen Werbefilm dreht. Man streitet, wer eigentlich der Regisseur sei, mehrere Doubles bevölkern die Szene. In Arthurs Vorstellung besteht die Welt ohnehin aus Doppelgängern, Fälschungen, gekauften Doubles. Das Vorhaben wird unterbrochen, weil Arthurs Vater in Budapest einem Verbrechen zum Opfer fiel. Und irgendwann finden sich Olga und Arthur im Osten auf der Datsche eines pensionierten Handballtrainers (Ronald Funke) wieder. Syhas Stück stringent zu erzählen, ist nicht möglich, es ist – das macht die Autorin gerne – ein Vexierspiel, und entsprechend unscharf bleibt so das Thema auch in der kurzweiligen Inszenierung von Anna Bergmann. Figuren in der gesellschaftlichen Grauzone, Figuren, die ihre Rolle spielen, im Leben, im Stück, arbeitslos, ausgesteuert oder eben in einer fiktiven Arbeitswelt.

Wenn man es schon mit ehrlicher Arbeit heute schwer hat zu bestehen, muss man es anderswie versuchen, das große Rad drehen oder das kleine. Und so fehlen die großen und die kleinen Gauner auch nicht in der Arbeits- und Nichtarbeitswelt, die das Theater heute reflektiert. Die großen Gauner sitzen in den Vorstandsetagen, die kleinen versuchen, ihr Dasein zwischen Arbeitslosigkeit und Minijob mit einer kleinen Gaunerei zu beleben, beispielsweise einem Versicherungsbetrug.

Eine „Satire aus der globalen Finanzwelt“ nennt Ulrike Dietmann ihr Stück „Westworld“, uraufgeführt am **Theater Lübeck**. „Betrug“ heißt Axel von Ernsts Stück, das am **Stadttheater Bremerhaven** uraufgeführt wurde. Man liegt nicht falsch, wenn man beide Stücke als Schwank bezeichnet. In „Westworld“ erleben wir den Aufstieg und Fall der Investmentbankerin Clarissa (Simone Mende), die nach fieser Bürointrige in der Psychiatrie landet. Der gestylten Bankerwelt (Bühne: Nikolaus Porz) stellt Dietmann mit der Auszubildenden Olga (Rebecca Indermaur) und deren weltladenbewegter Mutter (Naemi Schmidt-Laubeer) in biederer Wohnküchenatmosphäre und mit leitartikelhaften Ergüssen über die Ausbeutung der Entwicklungsländer eine Gutwelt gegenüber. So wankt die Inszenierung von Jochen Strauch zwischen Satire und Volkshochschule. Dietmann kennt die Probleme der Dritten Welt aus längeren Afrika-Aufenthalten. Dem Stück hilft das wenig. In Axel von Ernsts „Betrug“ schmeißt eine Familie, die sich mehr schlecht als recht über Wasser hält, den Vater vom Balkon, nachdem sie für ihn eine attraktive Lebensversicherung abgeschlossen hat. Daniel Ries inszeniert das Stück im klassischen Boulevardtheater-Stil.

Es war Moritz Rinkes „Café Umberto“, mit dem zu Saisonbeginn die Arbeitslosen auf unseren Bühnen Einzug hielten (Siehe DDB, 11/2005). Nach Düsseldorf und Hamburg konnte man in **Bie-**

**lefeld** eine Inszenierung sehen, die frei von allem Uraufführungs- oder Originalitätsdruck dem Stück auf unaufgeregte Weise gerecht wurde. In **Düsseldorf** kamen nun ein halbes Jahr später wirkliche Hartz IV-Empfänger auf die Bühne: In dem Projekt „Nur für Arbeitslose“ von Daniel Rademacher. Acht Arbeitslose erzählen da aus ihrem Leben, ein ehemals Selbstständiger zum Beispiel, der wegen der katastrophalen Zahlungsmoral seiner Kunden Pleite ging, oder ein Bankkaufmann, der vom Arbeitsamt zu aussichtslosen Umschulungen genötigt wird. Die Geschichten werden ohne Pathos erzählt; man zeigt den täglichen Leerlauf zwischen Aufstehen und Schlafen gehen. Sicher, zuweilen hat das auch etwas von Volkshochschule, wenn Zahlenkolonnen und Diagramme zum Thema Arbeitslosigkeit und Globalisierung erörtert werden. Aber es wird nicht nur geklagt, sondern zum Beispiel die Frage nach dem Bürgergeld kontrovers diskutiert. In diesem Instrument sehen ja manche das Ei des Kolumbus, auch der Soziologe Wolfgang Engler in seinem Buch „Bürger. Ohne Arbeit“ (Aufbau-Verlag Berlin 2005), der allerdings trotz des akribisch ausgebreiteten Quellenmaterials die Frage ausspart, was denn wäre, wenn plötzlich immer mehr Leute sich bescheiden mit diesem staatlich garantierten Mindesteinkommen zufrieden gäben. Das sei erwähnt, weil Engler als Rektor der Berliner „Ernst Busch“-Hochschule ein gern gesehener Gast auf vielen Podiumsveranstaltungen der Theater ist.

Dass die Theater das Thema Arbeitslosigkeit vernachlässigten, kann man in dieser Saison nicht behaupten. Nur zeigt sich, wie schwer sich das Theater tut, es angemessen zu behandeln. Wer erfahren will, wie es so zugeht im Leben und Lieben der Betroffenen, mit all ihren großen und kleinen Sorgen, der sollte ins Kino gehen und sich zum Beispiel Andreas Dresens „Sommer vorm Balkon“ ansehen. Es geht **T** doch!

## Heuschreckenplage

Andreas Neus „Es tut uns leid, Sie sind gefeuert“  
in Wilhelmshaven und Dresden

Schluss. Aus. Fertig. Das hat sich Peter Hallam, der geachtete Verkaufsleiter eines börsennotierten Unternehmens, niemals träumen lassen – aber jetzt sieht er sich einem Schwarm Heuschrecken ausgesetzt, der die Firma, für die er sich lebenslang krumm gemacht hat, nicht nur gnadenlos verjüngen, sondern sie auch (das erfahren wir später) im Zusammenspiel mit einer Bank zerschlagen und die profitablen Reste einträglich versilbern will. Hallam ist 45 – wer so alt und älter ist, fliegt eh; aber den aufrechten Peter hat die jungsche Bande extra auf dem Kieker, weil er Widerworte gibt. Und so mobben sie ihn denn, bis er von selber geht; ohne Anspruch auf Stütze. Auf dem Weg nach unten kommt ihm nun (fast) alles abhanden, was das Leben lebenswert machte: die Frau, das Haus, die Freunde. Eine Alltagsgeschichte – und ein Stück Boulevard zugleich in „Es tut uns leid, Sie sind gefeuert!“, dem schnellen kleinen Stück, das der bislang mäßig prominente Berliner Autor Andreas Neus nach dem Roman des Engländers Graham Lord fertigte, der seinerseits eigene Erfahrungen beim eigenen Abschied vom Zeitungsallday assoziativ verarbeitete.

Zwei deutsche Bühnen haben sich des Stücks angenommen; beide mit recht unterschiedlichen Ergebnissen. Weniger im Großen – divergierende Interpretationen lässt der Gebrauchstext nicht wirklich zu, obwohl es durchaus nützlich wäre, dem Stück ein paar Macken auszutreiben, die der Text dem britischen Ursprung verdankt. Dass die Story von Peter Hallams Ab- und späterem Wiederaufstieg so ganz ohne Betriebsrat stattfindet, dass er umgekehrt die Wendung zum Guten im direkten Kontakt mit dem Aufsichtsrat zuwege bringt – das ist hier zu Lande nicht recht vermittelbar. Auch sind Heuschrecken sicher nicht notwendig schwul.

Weder Steffen Pietsch in Dresden noch Jochen Strauch in Wilhelmshaven machen sich die Mühe, das Stück deutlicher im Hartz-IV-Land zu verorten. Und Haltung zur Story entwickeln sie vor allem im Detail. Das Wilhelmshavener Team etwa hat einen beträchtlichen Teil von Hallams Familien-Bande gestrichen. Natürlich nicht die reichlich durchgeknallte, aber höchst patente Schwiegermutter, die zwar durch nervige Wirtinnen-Verse glänzt (ob das bei Lord wohl Limericks waren?), dafür aber als einzige zum abgewickelten Verkaufschef steht; sie enttarnt letztlich auch die finstren Aktien-Spekulationen der Heuschrecken vom Hedgefond. Ach ja: Franz Münteferings signifikantes H-Wort fällt auch nur in Wilhelmshaven. Auf Hallams etwas blasierte Tochter sowie auf den widerspenstigen Sohn verzichtet Strauch – und lässt gerade noch die radikale Haltung des Vaters übrig,

der den sozial nicht kompatiblen Sprössling für einen blanken Sozialschmarotzer hält. Was nicht unwichtig ist, um Hallams Horror davor zu begründen, plötzlich selber so einer zu sein. In Wilhelmshaven wird auch deutlicher, warum einer wie die Chef-Heuschrecke in diesen Zeiten auch die eigene Enttarnung als Firmenkiller übersteht – das Gespräch zwischen dem Finsterling und dem armseligen Aufsichtsrat, das mit einer Top-Abfindung endet, fehlt in Dresden. Auch die glaswürfelhafte Drehbühne in Wilhelmshaven, immer von Hand gedreht (das Stück geht ja auf Reisen), wirkt handfester als das große Dresdner Tableau aus vielfältig versenkbaren Wohn- und Geschäftsräumen; wie überhaupt in Wilhelmshaven die konzentriertere, kompaktere Fassung zu sehen ist – trotz überflüssiger Pause.

Die Pause scheint in Dresden vor allem deshalb abhanden gekommen zu sein, weil gegen Ende die Ideen ausgingen und ein zweiter Teil für sich nicht lebensfähig gewesen wäre. Daniel Minetti spielt die Titelfigur als aufrechten, aber einigermaßen ahnungslosen, sympathischen, aber bornierten Gewerkschafts-Kämpfer – nur: so steht diese Figur gar nicht im Stück. Da passt schon eher Johannes Simons in Wilhelmshaven, der ein bisschen naiver, verschlagener, frecher und trickreicher daherkommt, schon weil er mit weniger innerfamiliärer Arroganz geschlagen ist. Beide Ensembles folgen den Protagonisten mit der Spielfreude, die die One-Man-Show von sich aus zulässt. Der Ton allerdings, den Neu mit Lord in die Sozialdebatte des Theaters bringt, ist neu – erst recht mit der schlussendlichen Wendung, die fragt, ob wir immer nur die Besitzstände sichern oder nicht lieber doch ganz neue Dinge wagen wollen. Very british – ob sich das hiesige Publikum danach wirklich sehnt?

▷ MICHAEL LAAGES



Steffen Pietschs  
Dresdener Inszenierung  
von „Es tut uns leid,  
Sie sind gefeuert“.

Foto: Hans-Ludwig Böhme